

Kirchliche Kunst und mittelalterliche Wirklichkeit

EBBE NYBORG

Daß wir hier Fragen über Erkenntnis und Rekonstruktion der "Wirklichkeit" früherer Zeiten stellen, scheint mir eine interessante Folge der Bewußtseinsentwicklung der letzten Jahrzehnte zu sein. Unsere Fähigkeit zu abstrahieren entwickelt sich in diesen Jahren fast explosiv – sowohl individuell als auch kollektiv – und ermöglicht ein ständiges Wachsen plastischer und räumlicher Erkenntnis der Wirklichkeit, die in uns und um uns ist. Daß dieselben Abstraktionsebenen aber auch neue Probleme mit der Wirklichkeit bringen, ist eine Frage, auf die wir noch zurückkommen.

Eine Folge der Bewußtseinsentwicklung ist, daß es uns laufend schwerer wird, uns mit Vorstellungen von früheren Zeiten zu begnügen, die nur durch eine Forschungsrichtung oder ein bestimmtes Erkenntnismodell geformt sind. Wir fragen nach "Wirklichkeit", weil wir nun allmählich begreifen, wie scheinbar unvereinbare Erklärungsmodelle sich im Grunde einander ergänzen. Wir können sie als verschiedene Wege erkennen, dieselbe Wirklichkeit zu betrachten. Eine Wirklichkeit, die ein Ganzes ausmacht, eine Einheit aus den Dingen, den Menschen, ihrem Denken und Handeln und deren zugrundeliegenden Strukturen, die uns in wachsendem Maß deutlich werden.

Es liegt auf der Hand, daß die Feststellung und Fortsetzung einer zeitlichen, historischen Dimension in der Wirklichkeitserkenntnis eine sehr wichtige Aufgabe ist. Mit anderen Worten: Die Fächer und Fachrichtungen, die wir hier vertreten, sollten alle einen bedeutenden, ja unverzichtbaren Beitrag zur Bewußtseinsentwicklung dieser Zeit leisten können. Aber die aufgeworfene Frage nach "Wirklichkeit" macht deutlich, daß unsere fachliche Spezialisierung, sonst oft ein Vorteil, hier in wachsendem Maß als Nachteil erscheinen muß. Und die Schwierigkeiten nehmen zu, je zeitlich ferner die Wirklichkeit liegt, die wir zu erfassen suchen.

Dies kann an jenem Stück mittelalterlicher Wirklichkeit gezeigt werden, das die Kirchenbauten und ihre Ausstattung darstellen; ein nichtschriftliches, gleichwohl sehr beredtes Material. Kirchenbauten sind unsere ältesten erhaltenen Gebäude. Sie sind Hauptquellen unseres Wissens über den Stand mittelalterlichen Handwerks und mittelalterlicher Technik, über kulturelle Beziehungen in jener Zeit, über Bevölkerungsentwicklung und den gesamten materiellen Stand der Gesellschaft zu einer Zeit, in der Schriftquellen dazu noch schweigen.

24 11
Darüber hinaus stellen die Kirchen, ihre Ausgestaltungen und ihr Inventar ein bedeutendes Zeugnis damaligen Denkens und damaliger "Mentalität" dar – um ein heute gängiges Wort zu gebrauchen. Ein Vorteil dieses Materials ist es auch, daß man es sowohl in spätmittelalterlichem Zusammenhang betrachten kann, wo Ergänzungen und Korrekturen durch Schriftquellen möglich sind, als auch in älteren mittelalterlichen Zeiten, in denen es weitgehend allein steht. Damit können wir bei einer vom Spätmittelalter in frühere Zeiten zurückgehenden Betrachtung beobachten, was das dann ständig dürftiger werdende Quellenmaterial für unsere Vorstellung von der damaligen Wirklichkeit bedeutet.

Für das Spätmittelalter stellt die kirchliche Kunst einen sehr guten Einstieg nicht nur in die damalige materielle Wirklichkeit, sondern auch zu guten Teilen in die *mentale Wirklichkeit* dar. Das ist nicht nur eine Folge der großen Lebensnähe der ausgesprochen erzählfreudigen damaligen Bilder, sondern auch dadurch bedingt, daß ein breites, vielfältiges schriftliches Quellenmaterial hinzukommt und dadurch im allgemeinen ein hinreichend anschauliches Bild der Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Verhältnisse entsteht.

Wenn wir die verschiedenen Quellenarten ausgiebig nutzen und unsere Fragen von verschiedenen Seiten (interdisziplinär) stellen, so wird es durchaus möglich, Altarbilder oder Wandmalereien als Teile einer weiten Wirklichkeit zu erkennen. Sie erscheinen dann nicht nur als Ausdruck einer "religiösen Kultur" oder als Zeugnisse des frommen, schlichten Christenglaubens, den man dem "mittelalterlichen Menschen" gern zugeschrieben hat, sondern als Ergebnis einer vielgestaltigen Kommunikationssituation. Eine Situation, die auch damals nicht einheitlich und einfach zu verstehen war, sondern aus verschiedenen Blickwinkeln sich unterschiedlich ausnahm.

Lassen Sie mich nur andeuten, wohin man mit der Frage kommt, wessen "Mentalität" sich in der Bildwahl und im Ausdruck widerspiegelt. Daß es nicht eindeutig die der Geistlichen ist, kann man daran erkennen, daß die Drastik, Naivität und der volkstümliche Witz der Bilder (und der Predigten) zum großen Teil wohl den Versuch zeigen, die Verkündigung dem Verständnis der mehr oder weniger einfachen Laien anzupassen und zu vermitteln. Deren Denkweise kann man also indirekt in den Bildern widergespiegelt sehen, soweit die Erwartungen der Geistlichen vom allgemeinen Verständnisniveau der Menschen nicht ganz unrealistisch waren; ja, in vielen Fällen kommen die Laien in den Bildern wohl sogar selbst direkt zu Wort. Aber das Verhältnis der Laien zur Kirche und ihren Bildern wird vielfältig und unterschiedlich gewesen sein, vom positiven und aktiven Engagement über Gleichgültigkeit bis zu mehr oder weniger offener Gegnerschaft. Für die eine Seite finden wir viele Belege in den Kapellen, Altartafeln und Bildern, die von Laien gestiftet wurden, deren Beweggründe aber bei weitem nicht nur das waren, was wir eigentlich religiös nennen würden. Wesent-

liche Beweggründe waren Konventionen und gesellschaftliche Repräsentation, wie Wappenschilde und Stifterportraits zeigen. Das andere Extrem spiegelt sich in den Angriffen der Prediger gegen "viele verrückte und unvernünftige Menschen" wider, die die Hölle als bloße Schreckmärchen der Pfaffen verleugnen, und in den moralisierenden Darstellungen in den Kirchen, die drohende Warnungen an die Kirchgänger vor unaufmerksamem Schwätzen während des Gottesdienstes und vor blasphemischen Reden und allerlei sonstigen Sünden enthalten (Abb. 1).



Abb. 1: Zur Ermahnung wurden in der Kirche zu Rørby um 1425 diese zwei unaufmerksam schwatzenden Kirchgänger auf der Kirchenempore sitzend dargestellt. Der eine faßt den anderen bei der Schulter und zeigt herunter: "Sieh den da!", während ein schwarzer Teufel freundlich den Arm auf dessen Schulter gelegt hat, um den bösen Tratsch zu fördern. Zugleich wendet sich der Teufel zu einer anderen Teufelsgestalt (die darüber mit Stift und Buch sitzt): "Schreib den auf, er erzählt Gotteslästerliches!", und die Teufelsgestalt notiert: "Du vergißt es, aber ich halte es fest". (Photo: Peder Bøllingtoft)

Wir erkennen, mit anderen Worten, eine damalige mentale Wirklichkeit, die – wie die heutige – unendlich vielfältig zusammengesetzt war, bestimmt von einem Spektrum sozialer, wirtschaftlicher, kultureller und persönlicher Momente, dem einzelnen selbst auch oft unbekannt. Zugleich mag dies zeigen, wie sehr wir in unserem Denken die damalige Wirklichkeit verfehlen können, wenn wir nicht die ganze Breite der Zeugnisse ansehen und uns stattdessen von einem zu engen “fachlichen” Zugang steuern lassen. So schloß die Kunsthistorikerin Ulla Haastrup beispielsweise eine – im übrigen ausgezeichnete – Untersuchung eines reich geschnitzten Altarretabels mit folgender Bemerkung hinsichtlich seiner Stellung im damaligen Bewußtsein: “Durch große künstlerische Qualität, sorgfältige und zeitaufwendige Handwerksleistung und durch Verwendung kostbarer Materialien zog das Retabel zweifellos die ganze Aufmerksamkeit und Andacht der Kirchengemeinde auf sich.” Die damalige Gemeinde (als Ganzes) wurde also zu absoluter Andacht und zu Kunstinteresse gebracht – eine groteske Reduzierung unserer Vorfahren als Menschen.

Die Gefahr einer solchen verengter Betrachtung der mentalen Wirklichkeit nimmt stetig zu, je weiter wir in der Zeit zurückgehen und vor ständig weniger werdendem und isolierterem Quellenmaterial stehen. Im Vergleich zum Spätmittelalter erscheint die Kirchenarchitektur und -kunst des Hochmittelalters erheblich verfeinert und aristokratischer, die Bildsprache andersartig abstrakt. Zuerst könnte der Eindruck entstehen, jene Generationen hätten im allgemeinen eine bedeutend höhere Bildung und Kultur gehabt. Aber unser Wissen über die längerfristige Entwicklung des Lesevermögens etc. besagt, daß wohl das Gegenteil der Fall war. Das heißt natürlich nicht, daß die Bilder “lügen”. Wir dürfen sie nur nicht als Ausdruck einer allgemeinen damaligen “Mentalität” verstehen, wenn wir nicht völlig auf Abwege geraten wollen. Wie fast jeder geistige Ausdruck jener Zeit hat auch die kirchliche Kunst ihre Grundlage in einer ganz kleinen geistlichen Elite. Die Kirche gebrauchte – im Dienste eines Königs oder des Adels – ihre Architektur und Kunst in gleicher Weise wie das Latein der Liturgie: als heilige, magische und mächtige Sprache, die auf die Laien eine Wirkung haben sollte, aber nur sehr begrenzt verständlich sein sollte. Es gab, mit anderen Worten, keinen richtigen Dialog, den wir als moderne Menschen verstehen können. Wie die damaligen Menschen auf die mächtige Inszenierung der Kirche reagierten, entzieht sich unserer Kenntnis – jedenfalls aus dem dänischen Material heraus. Lebte der größte Teil des Volkes – wie einige moderne “Mentalitätshistoriker” (Le Goff, Le Roy Ladurie) wollen – in einer eher primitiv-magischen “Volkskultur”, die sich vergleichen ließe mit Kulturen, wie sie Anthropologen für Entwicklungsländer beschrieben haben?

Daß die geistige Wirklichkeit des früheren Mittelalters sich nicht vollständig in der Ganzheit begreifen läßt, die sie einst hatte, kann uns natürlich nicht

darán hindern, die erhaltenen Äußerungen der Denk- und Vorstellungswelt jener Zeit zu bearbeiten. Aber die Einseitigkeit des erhaltenen Materials zwingt uns dazu, unsere Aufmerksamkeit im wesentlichen auf die Auftraggeber, ihre Absichten und Hintergründe zu richten. Wir können versuchen, die Urkunden, Heiligenbiographien und Historiographien der Zeit zu untersuchen – und ihre Architektur und Kunst – als “Überreste”, ebenso als Ausdruck der Voraussetzungen der Auftraggeber und Autoren, ihres Denkens, ihrer Vorurteile etc. Daraus können zwar gute Erkenntnisse gewonnen werden, es stellt die Forschung aber auch vor enorme Probleme. Das liegt u. a. an den konventionsgebundenen Ausdrucksformen der Zeiten, die von literarischen und künstlerischen “Zitaten” geprägt sind, die uns nur selten erlauben, zum eigentlichen Leben jener Menschen vorzustoßen. Daraus resultiert auch das Defizit unseres Erkenntnisvermögens der damaligen Wirklichkeit, sowohl der materiellen wie der gesellschaftlichen: Wie kann man ein auch nur annähernd abgewogenes und wirklichkeitsnahes Bild der “Mentalität” einzelner Personen oder Gesellschaftsgruppen erhalten, wenn man sie nicht richtig in den Zusammenhang eines Ganzen einzuordnen vermag.

Wenn sich der Forscher in verständlicher Vorsicht an die erhaltenen Quellen hält, wird er zunächst unweigerlich – zumindest implizit – zu Assoziationen einer mentalen Ganzheit kommen, wobei die importierte Elitekultur ein zu großes Gewicht bekommt. Sucht er nach Ausgleich zur Einseitigkeit des Materials, hat er keine anderen authentischen Äußerungen des Bewußtseins, mit denen er die Bilder vergleichen könnte, und gerät leicht in ein abstraktes, schablonenartiges Denken, das mit der damaligen Wirklichkeit nichts mehr zu tun hat.

Die Schwierigkeiten kann man an den Versuchen verdeutlichen, den romanischen Kirchenbau als Schlüssel zur damaligen Vorstellungswelt zu nutzen. Es gibt einen zum Teil sehr direkten Zugang zur damaligen symbolischen Deutung der Kirchenarchitektur, da kirchliche Symboliker (Honorius, Sicardus, Durandus) im Laufe des 12. bis 13. Jahrhunderts ausführliche Deutungen des Kirchenbaus und seiner Teile schufen (die gebaute Kirche wird mit der geistlichen Institution verglichen, die Türen mit Christus, die Türme mit denen des himmlischen Jerusalem etc.). Vergleicht man jedoch die kirchliche Symbolik mit den Kirchenbauten als solchen und ihrer architektonischen Entwicklung, so ergibt sich recht klar, daß diese geistlichen Spekulationen nur begrenzt reale Bedeutung für die Architektur hatten und über weite Strecken Nachempfindungen waren. Die authentischen Schriftquellen führen uns also wohl in eine isolierte geistliche “Wissenschaftswelt”. Und damit allein kann man keinesfalls eine Situation wie etwa bei der Kirche von Hammerlund in Schonen erklären, deren zeitgleicher runder Westturm sich monumental über zwei adeligen Grab-

legen erhebt, eine Männer- und eine Frauenbestattung, die im ursprünglichen Kirchenfußboden gekennzeichnet waren (Abb.2). Diese Grablegen könnte man als jene der Stifter annehmen, die die Kirche erbauen ließen mit der Maßgabe, daß ein Turm ihre Grabstelle bezeichnen sollte – im ganzen Kirchspiel sichtbar.

Auf der Grundlage solcher Beispiele für den Einsatz von Kirchenarchitektur zu Prestigezwecken versuchte eine Reihe – vor allem deutscher – Architekturhistoriker, eine dahinter vermutete, nichtkirchliche Machtsymbolik zu rekonstruieren, die folglich als "weltlich" definiert und als eine Art Gegenstück zur kirchlichen Symbolik verstanden wurde. Sie sahen den damaligen Kampf zwischen weltlicher Macht (*regnum*) und geistlicher Macht (*sacerdotium*) sich direkt in der romanischen Kirchenarchitektur abspielen, wo besonders Westtürme mit "Stiftergräbern" und Herrscherempore – dem Hochaltar im Osten gegenübergesetzt – die weltliche Macht symbolisieren sollten, ja ein direkter weltlicher "Raumanspruch" in der Kirche gewesen wären.

Wir können dann fragen, wie die neugefundene – und allmählich akzeptierte – Einsicht in die "weltliche" Gedankenwelt sich zur damaligen Wirklichkeit verhält. Diese Theorie ist nach meiner Ansicht ein Beispiel dafür, wie wir über ältere Zeiten arbeiten; wo das Material keinen richtigen Zugang zur damaligen Wirklichkeit zuläßt, beginnen wir, es zu reduzieren und umzuformen, neu zu ordnen und in vorgefertigte Fächer zu tun. Man hat eine Reihe interessanter Beobachtungen in eine Deutung gepreßt, die allzu eng und überspitzt ist. Schon die Vorstellung von einer absoluten Gegenüberstellung von weltlich und geistlich, mit der die Forscher versuchen, Ordnung in die damaligen Bewußtseinskategorien zu bringen, beruht ja auf einem Säkularitätsbegriff (Weltlichkeitsbegriff), der erst in späterer Zeit entstand. Diesen aber unterstellt man den Menschen des 12. Jahrhunderts, wie man – mit der Festlegung einer bestimmenden Symbolik – ihnen eine Rationalität und Eindeutigkeit in der Anwendung und im Verständnis der Architektur unterstellt, wie sie spätere Zeiten nicht kannten.

In Gedanken könnte man sich ein Gespräch mit dem Mann und der Frau vorstellen, die sich damals in dem monumentalen Turm in Hammerlund begraben ließen. Waren sie sich überhaupt klar darüber, ob ihr Bau nun eine Manifestation der Allmacht Gottes und der Kirche, ihrer eigenen Frömmigkeit, ihres Reichtums oder ihrer weltlichen Macht war? Im Vertrauen werden sie vielleicht einräumen, daß sie auch eigene Gedankenpositionen hatten. Aber wird man jemals sagen können, sie hätten den Turm als Symbol "weltlicher Macht" errichten lassen? Wie gesagt, sie würden wohl Schwierigkeiten gehabt haben, überhaupt die Frage in ihrer heutigen Bedeutung zu verstehen. Und wenn es ihnen begreiflich zu machen wäre, würde es ihnen nicht davor grauen, unter einem Symbol "weltlicher Macht" beerdigt zu werden?

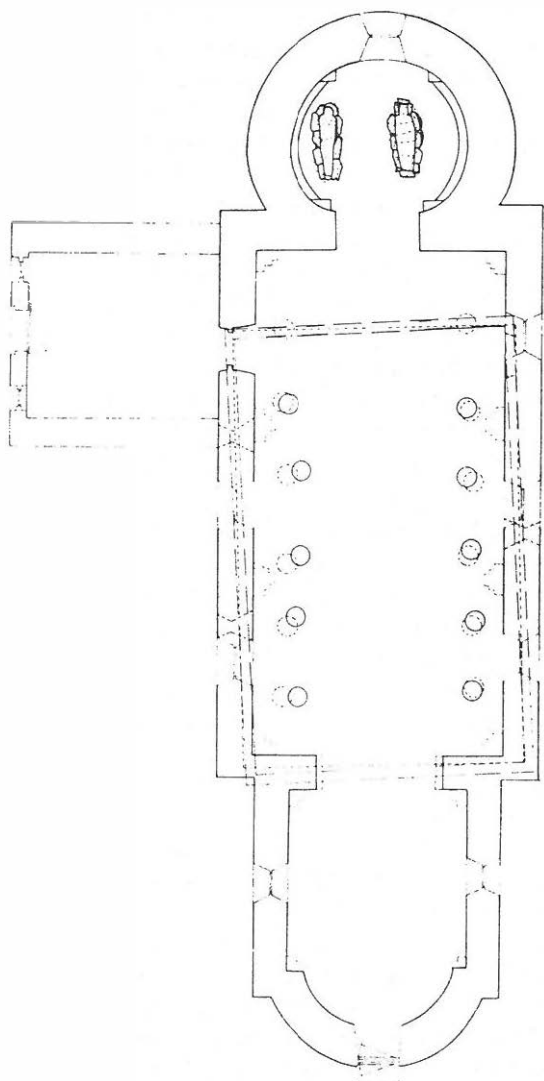


Abb. 2: Grundriß der Kirche zu Hammerlund in Schonen mit zwei zeitgleichen "Stiftergräbern" im runden Westturm (um 1150). Außerdem sind die ergrabenen Spuren zweier älterer Holzkirchen eingetragen. Nach E. Gustafson – M. Weidhagen, *Investigations in Hammarlunda Church*, *Res Medievals* Lund 1968.

Wenn die Quellen selten werden, neigen wir als Forscher dazu – im Bestreben, zu Ergebnissen zu kommen – sie nach allem auszupressen, was sie möglicherweise enthalten könnten. Das kann – wie hier – zur ganz ironischen Situation führen, daß der heutige Forscher ernstlich behauptet, ein genaueres und eindeutigeres Wissen über das Denken und die Beweggründe des Handelns der fernen Generationen zu haben, als wenn er seinen eigenen Nachbarn nach etwas Derartigem gefragt hätte! Solche "Ergebnisse" geben uns selbstredend keine neuen Erkenntnisse über die Vergangenheit. Sie spiegeln nur uns selbst und tun dem Bilde unserer Vorfahren als ganzen Menschen grob Gewalt an. Zwar erkennen wir es, haben aber noch viel zu tun mit diesem Problem. Wenn wir in der Zeitbetrachtung zurückgehen, erlauben uns die Quellen in stets abnehmendem Umfang nur noch, die Vielfältigkeit, Mehrdeutigkeit und Weite der damaligen Wirklichkeit des Denkens zu spüren. Und eine solche Weite in der Vorstellung ist doch eben absolut notwendig, damit wir uns der mentalen Wirklichkeit, wie sie einst existierte, nähern können.

Die Forschung kann nach und nach Fragen zur Klärung einer *materiellen Wirklichkeit* sammeln. Hier – im Dämmerlicht der Frühzeit – sind die hochmittelalterlichen Kirchenbauten wegen ihrer Größe und regionalen Verteilung eine unschätzbare Quelle zur damaligen Besiedelung und Bebauung dieser Landschaft. In eine heutige Karte eingezeichnet zeigen Kirchenverteilung und Kirchenspielgrenzen eine verblüffende Regelmäßigkeit und Einpassung in die Landschaftsformen und die aus neuerer Zeit bekannte Bebauung (vgl. Abb. 3). Und Dank der für diese Kirchen recht guten Quellenlage (kirchenarchäologisch, baulich, schriftlich, deutbar im europäischen Kulturzusammenhang) sind wir in der glücklichen Lage, nicht bloß das über 700 Jahre alte Aufteilungsmuster erkennen zu können, sondern auch in Hauptzügen, wie es entstanden sein mag. Es wurde in einem vielfältigen, jahrhundertelangen Prozeß geschaffen durch Kirchengründungen (zuerst in Holz), Regulierungen und Anpassungen, wobei sowohl personenbezogener, eher lokaler, als auch ganz übergeordneter (versorgungsbezogener) Bedarf und diesbezügliche Interessen allmählich zur Geltung kamen. Das Netz der Steinkirchen und Kirchspiele, das im 13. Jahrhundert im wesentlichen vollendet war, entstand aus einer Summe unendlich vieler, begrenzter Einzelinitiativen und -beschlüsse über Kirchenanlage, -verlegungen, -ausbauten, Kirchengemeindeteilungen, Regulierungen der Gemeindegrenzen etc., an denen im Laufe der früheren Jahrhunderte des Mittelalters alle gesellschaftlichen Kräfte und Schichten beteiligt waren, wenn auch in unterschiedlichem Maße.

In Anbetracht dieses Wissens ist es interessant, Versuche der letzten Jahre zu betrachten, solchen früheren Einteilungsstrukturen und anderen dinglichen Überlieferungen nicht nur materielle Aufschlüsse, sondern auch solche über

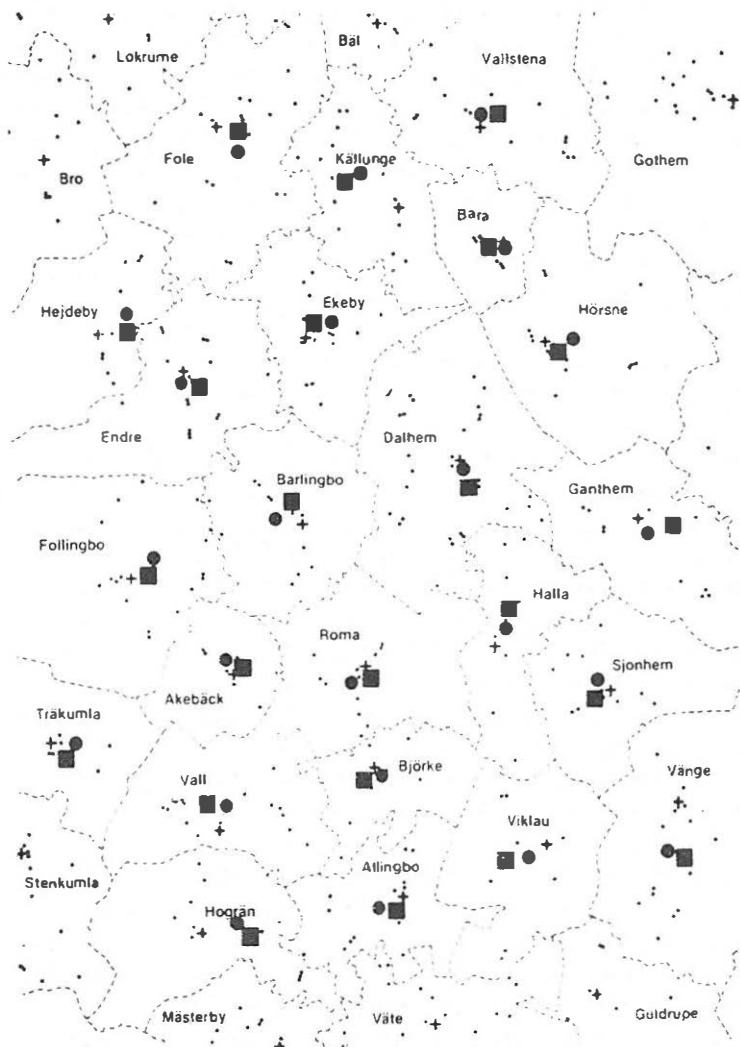


Abb. 3: Gotländische Kirchspielgrenzen mit Angabe der Lage der Kirchen (Kreuze), der Höfe um 1700 (Punkte), außerdem der Schwerpunkte (Kreise) und Mittelpunkte (Quadrate) der Besiedlung der Kirchspiele. Nach Sven-Olof Lindquist, Sockenbildningen på Gotland, *Gotländsk Arkiv* 1981.

größere gesellschaftliche Zusammenhänge abzugewinnen. Auch Kirchen wurden dazu genutzt – wohlgerne ohne die Quellen zur Gemeindebildung zu beachten –, allein in der Art ihrer räumlichen Verteilung.

Die oben erwähnte verblüffende Regelmäßigkeit des Kirchengemeindengrenzennetzes und seine schöne Einpassung in die Kulturlandschaft haben einige Forscher als Folge einer seinerzeitigen, übergeordneten Planung angesehen! Der Kulturgeograph, der auf jener Karte (Abb. 3) die "optimale" Verteilung der Kirchen in bezug auf Landschaft und Bebauung um 1700 zeigte, zog daraus den Schluß, daß die Festlegung der Kirchenstandorte zusammen geschehen sein müsse, innerhalb recht kurzer Zeit. Aus dem Kartenbild schlußfolgerte er, daß sämtliche Höfe aller Gemeinden jener Zeit zugleich mit den Kirchenstandorten festgelegt und verteilt worden seien in einer Beschlußfassung. Dahinter solle eine Art mittelalterlicher Besiedlungskommission gestanden haben mit weitreichenden Befugnissen, mit Überblick und Ortskenntnissen, um diese Aufgabe so gut lösen zu können. Andere Forscher schreiben diese Planungen Gebietsversammlungen (Thingversammlungen), Bischöfen oder Königen zu.

Diese Überlegungen bewegen sich mit anderen Worten vollständig unabhängig von der oben angedeuteten, organischen, ganzen "Wirklichkeit". Sie zeigen nicht nur extreme Reduzierung und Verzerrung. Sie schaffen, jede für sich, ganz frei umfassende neue Einheiten in der damaligen Gesellschaft, im Verwaltungswesen, in den Lebensbedingungen sowie im menschlichen Denken! Das sagt einiges über unsere Bedingungen, daß wir zu weitgehende Schlüsse allein aus materiellen Lebensäußerungen ziehen. Wir sind uns nicht oft genug klar darüber, wie leicht wir mit unseren Fragen nach dem "Wie?" und "Warum?" über ein bloßes Registrieren der Hinterlassenschaften der früheren Zeiten hinausgehen können, bevor wir tatsächlich Feststellungen voraussetzen, die ganz willkürliche Bilder der damaligen Wirklichkeit schaffen.

Wenn wir ins Mittelalter zurückgehen, verlieren die Quellen entscheidend nicht nur an Fähigkeit, unsere Vorstellungen von der früheren Zeit zu lenken und zu formen, sondern überhaupt unsere Aussagen zu falsifizieren oder zu widerlegen. Beim Forschen stellen wir ständig mehr verschiedene und sich gegenseitig widersprechende Vorstellungen auf, in denen Gesellschaften, Institutionen und Menschen – paradoxerweise – dazu tendieren, immer geordneter, übersichtlicher und eindeutiger zu erscheinen. Wir – und unser Bestreben, Zusammenhänge zu ordnen und "logisch" zu erklären – erscheinen in diesen Vorstellungen auf eine für uns sehr schwer zu durchschauende Art selbst.

Die Frage nach der Wirklichkeit ist eine große Herausforderung für uns alle, die wir uns mit älteren historischen Epochen befassen. Zum Abschluß möchte ich einige der Aufgaben und Perspektiven anführen, die – soweit ich es sehe – in dieser Arbeit liegen können.

Es stellt sich die Forderung nach größerer Breite und *fachübergreifender Arbeit* in unseren Forschungen. Wir sollten im Vorhinein keine Quellenarten und Modelle ausscheiden, die auf die eine oder andere Art über die Wirklichkeit der damaligen Zeit berichten können. Dabei wird man desto weiter vorankommen, je mehr wir versuchen, die verschiedenen Quellen und Methoden zusammenzubringen und sie einander kritisch zu konfrontieren mit dem Ziel gegenseitiger fachlicher Bereicherung und Auswahl der realistischen Deutungsmöglichkeiten. Im Zusammenhang mit der fachübergreifenden Arbeit möchte ich mich besonders für den Vergleich mit zeitlich jüngeren Perioden und deren langfristigen, in die Zeit zurückreichenden Entwicklungslinien einsetzen. Nicht, weil wir z. B. die Wirklichkeit des 15. Jahrhunderts auf ältere Zeiten übertragen sollen. Aber u. a., weil die Kenntnisse des materiellen und geistigen Lebens jüngerer Epochen im Verhältnis zur ganzen Weite der Wirklichkeit mehr darüber sagen können, in welcher Art plastischen Denkens, das von uns verlangt wird, wir uns der Wirklichkeit früherer Zeiten nähern können. Und wir können einiges darüber erfahren, wie weit wir von einer eingeschränkten Quellengrundlage aus Einsichten erlangen können, was offen oder nur schwach konturierbar bleiben muß.

Wir müssen das *Bewußtsein für die unendlich vielfältig zusammengesetzte Wirklichkeit* stärken, auch und gerade wenn wir über so frühe Zeiten arbeiten, zu denen uns die Quellen nur kleine, zufällige Fragmente überliefern. Sicherlich sind wir nie imstande, das Ganze zu erkennen (auch für die heutige Zeit nicht), aber wir können erkennen, daß das, was wir zu verstehen versuchen, ein Ganzes oder Teil eines Ganzen war. Daß wir nur ganz wenige Steinchen haben, macht das Puzzle nicht kleiner. Dagegen wird die Deutung und Zuordnung jedes einzelnen Teilchens sehr viel unsicherer, und wir dürfen vor allem nicht denken, daß gerade die erhaltenen Fragmente zufällig einen besonders wesentlichen Teil des Ganzen ausmachten, das einst bestand.

Vom Entwicklungsverlauf und den Ganzheitsvorstellungen (oder Modellen, wenn man so will), in die wir die Teilchen einpassen, sollten wir nicht nur eine einfache und logische Zusammenfassung von Momenten verlangen. Die Vorstellungen sollen der Wirklichkeit gleichen, was u. a. heißt, daß sie möglich und sinnvoll sein sollen, sowohl auf abstrakter wie auf ganz konkreter Ebene. Ein gedachtes Gespräch, wie wir es im Falle Hammerlund führten, kann dazu eine gute Probe sein. Oft wird sich dabei zeigen, daß unsere Theorie gar keinen Bewegungsraum für die damaligen Menschen läßt! Die Vorstellungen, die wir erschaffen – oder als Hintergrund skizzieren – müssen die damalige Wirklichkeit in aller ihrer Komplexität umschließen oder zumindest einen weiten Verständnisrahmen andeuten. Dazu ist eine offene und diskursive Form gut geeignet. Ständige Fragen (auch nicht zu beantwortende) und ein Wechsel in

den Herangehensweisen (abstrakte, konkrete) können den Vorstellungen Tiefe und Plastizität geben. Die Aufgabe ist zu einem hohen Grade mit der Sprache zu lösen und so geartet, daß wir nicht um den Begriff *Kunst* herumkommen. In unserem Dialog mit dem Papier müssen wir ein Gefühl für die Wirklichkeit schaffen, die viel größer ist, als das Papier sie fassen kann. Wir müssen bewußt mit den Assoziationen arbeiten, die wir erzeugen möchten, und lassen im Kopf Bilder von dem entstehen, dem wir uns zuwenden.

In der Entwicklung unserer Phantasie und Abstraktionsebenen liegen gewaltige Möglichkeiten, unsere Wirklichkeitserkenntnis zu erweitern – auch in die Zeit zurück. Aber wir müssen zugleich das Risiko im Auge behalten, daß wir ebenso auf bislang unbekanntem Niveau Unfug reden könnten! Wir dürfen nicht zuviele abstrakte Begriffe in einen Satz tun und etwas über ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander aussagen, bis wir keine Ahnung mehr haben, wohin wir geraten sind. Das kann uns die größten Probleme mit der Wirklichkeit bereiten.

Eine bessere Beherrschung und Steuerung unserer Abstraktionsfähigkeit wäre – meiner Meinung nach – ein entscheidendes Ziel unserer Bewußtseinsentwicklung. Das setzt nicht zuletzt eine eingehendere Ergründung unseres Selbst voraus. Wir kommen ernstlich zu der wohl allerschwierigsten Abstraktion: auch unser eigenes Bewußtsein als Produkt zu begreifen. Die Erforschung der äußeren Wirklichkeit scheint unlösbar mit der Erforschung der inneren zusammenzuhängen. Der Weg dahin könnte sein, daß wir fortgesetzt unseren "Bewußtseinspunkt" verändern – räumlich, vor und zurück in der Zeit, hinein in und hinaus aus uns selbst und anderen –, zugleich offen und unbeirrt nach der Wirklichkeit fragen. Wenn wir dicht genug an uns selbst herankommen, werden wir auch den Abstand zu uns erreichen, der die Voraussetzung für ein Bewußtsein auf höherer Ebene ist: Ein lenkendes *Bewußtsein über das Bewußtsein*, in dem die Abstraktionen vorgenommen werden.

Interdisziplinäres Arbeiten, Können und höhere Bewußtseinsebene sind also Forderungen, die an uns als Fachleute gestellt werden, wenn wir uns mit unserem Denken einer lange versunkenen, ganzen Wirklichkeit annähern wollen. Die Forderung ist ungeheuer, und im Vergleich zur Aufgabe laufen wir, jeder für sich allein, Gefahr, nicht nur Zeit zu vergeuden, sondern auch Zerrbildern und Mystifikationen zu erliegen. Die Herausforderung ist inzwischen nicht mehr zu ignorieren. Und es mag Anlaß zu Mut und Zuversicht geben, daß die Forschungen der letzten Jahre innerhalb unserer Fachrichtungen – und quer durch sie durch – Durchbrüche erzielt haben, die zehn bis fünfzehn Jahre zuvor ganz undenkbar gewesen wären. Wir sind bei weitem nicht der einzige Wissenschaftsbereich, der sich in dieser Zeit vor etwas schwindelerregende Perspektiven gestellt sieht.

Vortrag auf der interdisziplinären Konferenz "Tradition og Historieskrivning" in Århus, Mai 1986. Titel der dänischen Originalfassung: "Om kirkekunsten, kirkearkitekturen og middelalderens virkelighed", in *Tradition og Historieskrivning, Kilderne til Nordens ældste Historie* (*Acta Jutlandica* LXIII:2, *Humanistik Serie* 61), Red. Kirsten Hastrup und Preben Meulengracht Sørensen. Århus 1987, S. 85–93. Übersetzt von Jörn Barfod.

MEDIUM AEVUM QUOTIDIANUM

NEWSLETTER 15

QUOTIDIANUM
SEPTENTRIONALE

ASPECTS OF DAILY LIFE IN MEDIEVAL DENMARK

Edited by

GRETHE JACOBSEN

and

JENS CHR. V. JOHANSEN

KREMS 1988

Herausgeber: Medium Aevum Quotidianum. Gesellschaft zur Erforschung der materiellen Kultur des Mittelalters. Körnermarkt 13, A-3500 Krems, Österreich. — Für den Inhalt verantwortlich zeichnen die Autoren, ohne deren ausdrückliche Zustimmung jeglicher Nachdruck, auch in Auszügen, nicht gestattet ist. — Druck: HTU-Wirtschaftsbetrieb Ges. m. b. H., Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1050 Wien.

Inhaltsverzeichnis/Contents

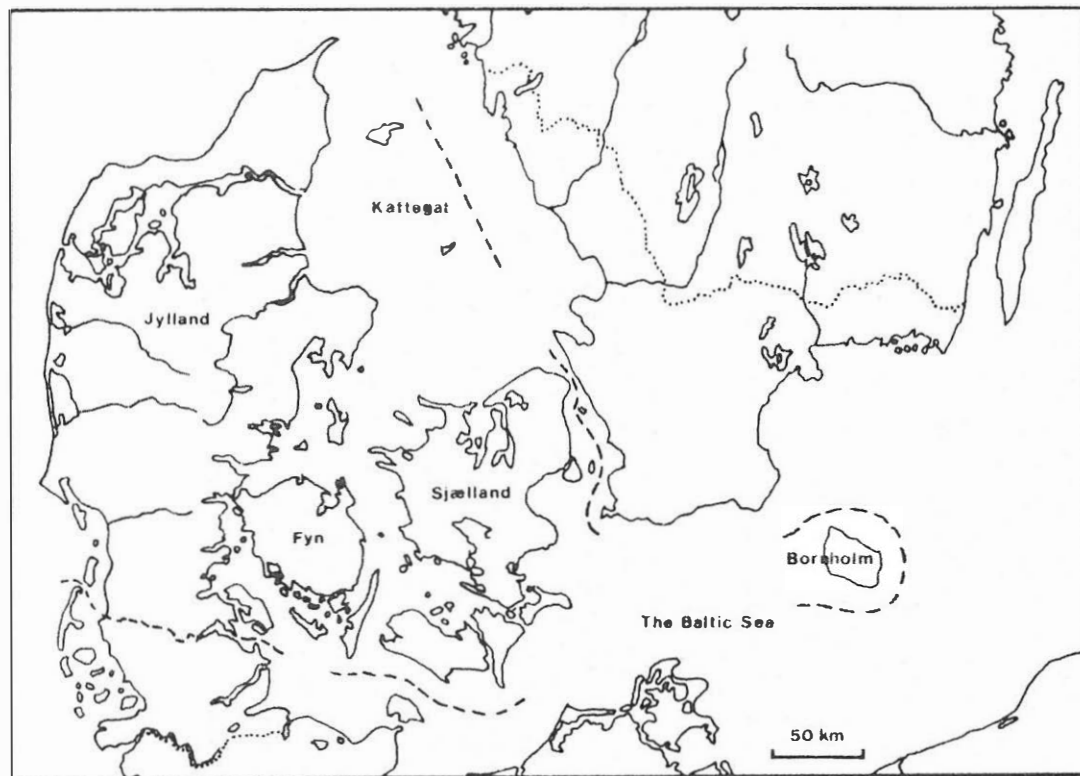
Introduction	4
Nanna Damsholt: The Legends of Danish Saints as Sources to Daily Life	7
Brian Patrick McGuire: Daily Life in Danish Medieval Monasteries	14
Ebbe Nyborg: Kirchliche Kunst und mittelalterliche Wirklichkeit	23
Marianne Johansen – Ingrid Nielsen: The Danish Medieval Town	36
Jens E. Olesen: In der Kanzlei des Königs. Die Kanzlei im mittelalterlichen Dänemark	43
Jens E. Olesen: Tolls and Toll Collectors in Medieval Denmark	60
Bjørn Poulsen: Possibilités et limitations du paysan danois dans le bas moyen âge	74
Helle Reinholdt – Bodil Møller Knudsen: “Women’s Rosegarden” and “Women’s Herbgarden”: Two Symposia on the Sexuality of Medieval Women	84
Biographies of the authors	87
Berichte – Besprechungen – Mitteilungen	92

Introduction

The articles in this issue all deal with current research on life in medieval Denmark. Though comprehensive within their respective fields, they represent only a part of the multi-faceted research currently being undertaken in Denmark, in spite of the adverse work and job situation of many younger scholars. Due to a very short deadline for articles, many scholars were unable to comply with our request for a contribution but expressed interest in participating in international communication of current research. We hope to bring more articles on research on medieval Danish life at a later date.

In Denmark, no particular stress is laid on the topic: medieval daily life. Yet, the by now established social and economic history as well as the renewed interest in political history, has made historians focus on daily life and on its material as well as mental aspects. The articles by Nanna Damsholt and Brian Patrick McGuire concern the religion and the Church of medieval Denmark and their fusion with secular life.

With the development of the discipline of medieval archaeology, our understanding of the material aspects as well as the physical frames for medieval life has been greatly expanded. In contrast to the finite number of written documents, the quantity of archaeological sources keeps increasing, adding valuable information to our knowledge of medieval society. The challenge to historians and archaeologists has been to combine and interpret written, artistic and material sources as Ebbe Nyborg discusses in his article while Marianne Johansen and Ingrid Nielsen present a project combining archaeology and written sources. All three authors are historians as well as archaeologists. In this connection, one might mention the periodical *hikuin* (published by Forlaget Hikuin, Moesgård, DK-8270 Højbjerg, Denmark) which began in 1974 and appears at irregular intervals, the latest volume being number 14 (1988). The periodical brings articles on medieval archaeology primarily in Danish but also in Swedish and Norwegian with resumes in English. Special issues have been devoted to church archaeology, urban archaeology, coins and pottery. We should also like to mention the research tool *Nordic Archaeological Abstract* (NAA) which indexes all articles on medieval archaeology (see p. 95).



The Jutland peninsular and the Danish islands. The borders of the core of the Medieval kingdom are marked with dotted lines and the modern boundaries with broken lines. The areas in present-day Sweden were the medieval province of Skåne (Scania), Halland and Blekinge.

Ingrid Nielsen has also produced the map, accompanying the introduction, which shows the medieval as well as the present boundaries of Denmark. As she and Marianne Johansen point out in their article, the latter boundary also determines the boundaries of much archaeological and historical research. In part to make up for this, meetings have been held between Danish and Swedish historians and archaeologists (the latter primarily from Skåne) dealing with aspects of the town-country relationship. The publications of these meetings are mentioned in the article by Bjørn Poulsen.

The article by Jens E. Olesen on tolls and toll collection deals with a topic, hitherto seen as part of political or financial history; but this was, in fact, of great importance to the common people, especially the many men and women engaged in trade or commerce whether on international, inter-regional or local level. Similarly, his other article, describing the development of the royal chancellery, reminds us that bureaucracy and bureaucrats, whether viewed negatively or positively by contemporaries, are neither modern phenomena nor ones, appearing during Absolutism.

Bjørn Poulsen's article makes us aware that medieval people did not live and produce in isolation but were integrated into the European economy, though the extent of involvement and the awareness of international connections would vary according to time and place. Poulsen also stresses that town and country, so often seen as mutually exclusive, were both part of the daily life of many medieval women and men.

The contribution by Helle Reinholdt and Bodil Møller Knudsen points to the gender aspect, so often overlooked in traditional history which has concerned itself mainly with the action of men. We have chosen not to have an article on "Women and Daily Life" which would make women merely one ingredient in the daily life of men but have urged the authors to include the gender aspects, making the reader aware that history, whether of daily life or of extraordinary events, is made by women as well as men.

September 1988

Grethe Jacobsen, Jens Christian V. Johansen